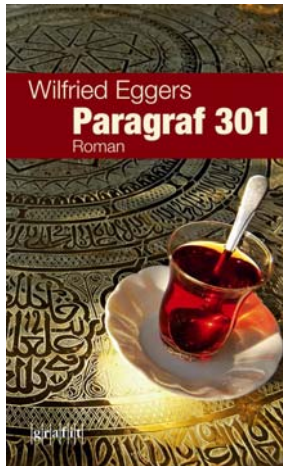


Leseprobe aus:

Wilfried Eggers
Paragraf 301
Roman



2.

Es gab keinen Grund, mehr Angst zu haben als sonst. Trotzdem klopfte sich Heyder Cengi den Zementstaub aus der blauen Arbeitsweste, wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht und trat zum dritten Mal an das offene Fenster im Südgiebel, um einen misstrauischen Blick nach unten auf die Straße zu werfen.

Nichts. Dieselben Baufahrzeuge wie vorhin. Irgendwo kreischte eine Flex, wahrscheinlich kam der Lärm aus dem übernächsten Block, wo Paul die alten Heizkörper von den Wänden holte. Paul war in Ordnung. Er nahm Cengi morgens mit zur Arbeit und abends wieder mit zurück. Er brachte ihn sogar bis zum Wohnwagen nach Ruthensand, wo Cengi seit dem Sommer wohnte. Der Campingplatzwart ließ ihn einen der Wohnwagen benutzen, als Gegenleistung mähte Cengi den Rasen, schnitt die Hecken und machte das Klohaus sauber. Es war gut, wenn man nicht mit dem Fahrrad zur Arbeit musste. Nicht wegen der Anfahrtszeit, zweiunddreißig Kilometer hin und zweiunddreißig Kilometer wieder zurück – das war nicht schlimm. In seiner Zeit in Vechta war Cengi monatelang fünfzig Kilometer zur Arbeit gefahren. Und fünfzig wieder zurück. Nein, auf dem Fahrrad fühlte man sich schutzlos. Man war allein. Als würde jeder sehen, dass man keine Aufenthaltsgenehmigung hatte. Besonders im November. Im November fuhr bestimmt niemand freiwillig mit dem Fahrrad: nur illegale Türken und fährerscheinlose Einheimische. Wenn man mit dem Fahrrad

fuhr, fuhr die Angst mit. Deshalb war Cengi froh, dass ihn Paul mit zur Arbeit nahm, in die ehemalige Kaserne, die vor gut drei Jahren geschlossen worden war.

Der Mann, für den sie arbeiteten, ein gewisser Schütt, hatte drei große Häuser gekauft; man nannte die Gebäude Mannschaftsblöcke, weil früher Soldaten darin gewohnt hatten. Er wollte sie zu Wohnungen umbauen; eine Menge Arbeit, Cengi würde lange zu tun haben. Das beruhigte. Nur organisieren konnte Schütt nicht; in allen drei Blöcken wollte er gleichzeitig mit der Arbeit anfangen. Bevor der Winter kam, sollten die alten Heizkörper von der Wand, damit sie nicht platzten und das Wasser durch die Decke lief.

Dutzende der klobigen Backsteinriesen säumten die Straße, angetreten und stillgestanden wie Soldaten zum Appell, jeder ungefähr zwanzig Meter breit und fünfzig Meter lang. Sie trugen noch die alten Nummern, die Hitler und seine Generäle ihnen 1938 gegeben hatten. Vor einigen der Häuser rührten sich Schilder, Container, Schutthaufen, Gruben, Baumaterial. Die meisten aber hielten den Atem an und warteten auf einen Käufer.

Ein harmloser blauer Wagen bog in die Straße ein und fuhr langsam an den Häusern vorbei. Der Fahrer suchte etwas, denn er saß weit vorgebeugt und drehte seinen Kopf zwischen den Fäusten am Steuerrad. Cengi sah dem blauen Wagen nach, bis er im Westen hinter den letzten welken Novemberblättern der Bäume verschwand. Wahrscheinlich war die alte Turnhalle sein Ziel. Cengi atmete tief durch, drehte sich um und begann, neuen Putzmörtel zu mischen.

Vier Schaufeln Sand, eine Schaufel Kalk und eine knappe halbe Schaufel Zement in die Balje. Zementstaub puffte aus dem Bottich auf, eine kleine Wolke, durch die die Sonne schien. Schnell einen Eimer Wasser dazu, bevor der Staub ihm in die Augen biss. Cengi hätte den Mörtel auch unten vor der Tür und mit der Mischmaschine und nicht hier im

zweiten Stock mit der Hand mischen können. Aber so musste er das Wasser, mit dem er die Masse anrührte, nicht auch noch mit hochtragen. Es gab in dem langen Flur ein Klo und neben den Pinkelbecken einen Wasserhahn, von dort hatte er sich einen Schlauch in diesen Raum gelegt. Der Chef war einverstanden.

Außerdem fühlte er sich hier oben sicherer. Cengi stach die Schaufel in den Mörtel und näherte sich wieder dem Fenster. Wo war der harmlose blaue Wagen? Ob der schon wieder zurückgekommen war? Oder fuhr er auf der Parallelstraße zurück?

Cengi hängte den Schlauch in den Wassereimer, drehte die Düse auf und ließ ihn volllaufen. Dann tauchte er den Quast in das Wasser und bespritzte die Wand zwischen Fenster und Tür. Das war das Wichtigste beim Putzen: Die Wand nahm nichts an, wenn sie trocken war. Und diese Wand war so trocken wie der anatolische Sommerwind, der den Wasserstand des Euphrat um Meter senkte, zwischen Mai und Oktober, wenn kein Regen fiel. Der Mörtel musste an der Wand kleben bleiben, wenn man ihn mit einem lockeren Schwung aus dem Handgelenk von der Kelle dagegen warf. Lieber hätte Cengi mit Lehm geputzt. Der blieb überall sofort kleben. Zu Hause benutzten sie ihn seit jeher, sie bauten sogar ihre flachen Dächer aus Lehm, mischten Salz unter die letzte Schicht und walzten sie, bis sie wasserdicht war. Zu Hause brauchten sie neben dem Haus nur ein Loch zu graben und schon hatten sie genug Lehm. Nach der Schneeschmelze war der so schmierig, dass man nach drei Schritten feststeckte. Hier kam Lehm gerade in Mode. Wer Geld hatte, besorgte sich Lehmputz vom Biobaustoffhandel und beschmierte damit seine Wände. Der Chef lästerte über diese Leute. »Früher hatten sie lange Haare und einen Bart, und heute laufen sie kahl rasiert rum und lassen sich Lehm an die Wände schmieren.« Cengi schüttelte den Kopf. Ganz

schön verrückt, dachte er und dabei fiel ihm auf, dass er auf Deutsch dachte. Es war besser, auf Deutsch zu denken, wenn man hier war. Die anderen Sprachen, die er konnte, nützten ihm in diesem Land nichts.

Jedenfalls sollte hier kein Lehm an die Wand und auch kein Fertigmörtel, »bei dem weiß man nie, was drin ist«, wie der Chef gesagt hatte, sondern ein von Hand angerührter ordentlicher Kalkzementputz. Selbst gerührter Mörtel war billiger. Der Chef war ein geiziger Kerl, er zahlte nur sechs Mark die Stunde und hatte einen monströsen Bauch. Es gab viele dicke Bäuche und große Hosen hier. Den Leuten ging es gut.

Cengi arbeitete systematisch. Er bewarf die feuchte Wand mit Mörtel und strich ihn grob zurecht. Er nahm das große Putzbrett, stemmte es mit beiden Händen an die Wand und schliff in geschwungenen Achten über den Putz, zuerst abwärts, dann wieder aufwärts, drückte die Unebenheiten auseinander. Er hörte nur das sanfte Schmirgeln des Bretts über den fester werdenden Putz und seinen stoßweisen Atem. Zwischendurch ließ er das Brett sinken, trat einen Schritt zurück, prüfte das Ergebnis seiner Arbeit mit zusammengekniffenen Augen und horchte dabei instinktiv nach ungewohnten Geräuschen. Das war ihm zur Gewohnheit geworden, denn die Angst begleitete ihn Tag und Nacht, seit er aus dem Gefängnis freigekauft worden und mit falschen Papieren nach Deutschland geflohen war.

Putzen musste man können. Eine Arbeit, die man nicht mit Maschinen machen konnte, deren Ergebnis aber so aussehen sollte, als sei sie mit der Maschine gemacht worden. So war das hier. Dafür brauchte man zwei Fäuste an lockeren Handgelenken und im Auge eine dreidimensionale Wasserwaage. Die Leute waren anspruchsvoll in Deutschland, das könnte man zu Hause in Pulur niemandem erklären. Cengi legte das Putzbrett über die Balje. Dabei rechnete er

aus, wie lange er den Mörtel noch würde verarbeiten können, bevor Riefen entstanden, weil er zu fest geworden war. Die Sonne, die durch die Fenster schien, heizte den Raum noch erstaunlich auf.

Plötzlich hörte er laute Stimmen. Cengi machte zwei lange Sätze zum Fenster. Der blaue Wagen stand vor dem Haus, der verdammte harmlose blaue Wagen. Drei Leute waren ausgestiegen und einer von ihnen ging auf die Eingangstreppe zu. Cengi riss seine Tasche an sich und stand mit einem Sprung im Treppenhaus. Von unten hallten die entschlossenen Schritte eines Mannes hoch, der in dreißig Sekunden vor ihm auftauchen würde.

Zu spät. Er steckte in der Falle.

Katzenleise wich Cengi zurück, zog die Tür zum Treppenhaus bis auf einen Spalt zu, stellte seine Tasche neben die Schwelle an die Wand. Zog das Putzbrett aus dem Mörtel. Begann zu reiben, während er die Schritte näher kommen hörte. Fühlte, wie ihm der Schweiß aus den Haarwurzeln trat.

Sie dürfen mich nicht kriegen, sie dürfen nicht.

Mit hämmerndem Herzen zwang er sich zur Arbeit. Die Tür wurde aufgeschoben. Cengi täuschte Überraschung vor, hielt in seiner Arbeit inne, das Putzbrett noch an der Wand. Ein schwerer Mann mit strähnigen blonden Haaren und fettglänzender Stirnglatze stand in der Tür. Er war mehr als einen Kopf größer.

»Guten Tag«, sagte Cengi höflich und zog die Augenbrauen fragend hoch.

»Guten Tag«, erwiderte der Dicke. »Sie – arbeiten hier?« Er atmete rasselnd und schwitzte. Der Mann war nicht in bester Form.

»Ja, wie Sie sehen.« Cengi schlenkerte mit der Rechten, als würde er Mörtelreste abschütteln, und ließ das Putzbrett locker herunterhängen. »Kann ich Ihnen helfen?«

»Mein Name ist Helmcke. Helmcke mit c, k. Ich komme vom Arbeitsamt.« Er hatte ein fettes Gesicht, falsche Zähne und bleiche Bürokratenfinger, die aussahen wie Würste.

»Ah ja.« Cengi setzte das Putzbrett wieder an.

»Sozialversicherungskontrolle«, erklärte Helmcke mit c, k. »Wir prüfen, ob Sie eine Arbeitserlaubnis haben und als sozialversicherungspflichtig gemeldet sind. Wollen Sie meinen Ausweis sehen?«, fragte er und griff in die Jackentasche.

»Nein, tut nicht nötig.«

»Haben Sie eine Arbeitserlaubnis?«, fragte der Kontrolleur.

»Ach so«, machte Cengi. »Natürlich! Sie wollen meine Papiere sehen, verstehe ich das richtig?«

»Das verstehen Sie sehr richtig«, nickte Helmcke. Er trat von einem Fuß auf den anderen und sein Bauch schwabbelte.

»Mönsch, so 'n Scheiß. Die habe ich leider nicht hier«, erklärte Cengi bedauernd und sah dem Mann mit der Andeutung eines Lächelns in die Augen. »Die sind zu Hause. Würde es Ihnen ausreichen, wenn ich sie morgen mitbrächte – so um die gleiche Zeit?«

»Nein. Leider nicht. Meine Anweisungen ... Ich müsste Sie sonst ...« Der Dicke sprach nicht weiter, aber Cengi verstand ihn trotzdem sehr gut.

»Tja«, sagte Cengi und legte das Putzbrett auf die Balje. »Dann müssen wir eben ...«, er zog sich die Weste aus und klopfte sie über den Knien aus, »... hinfahren. Zu mir nach Hause, meine ich. Meinen Sie, dass das geht?«

Helmcke nickte. »Müssen wir denn eben«, sagte er und blieb stehen wie festgewachsen, mitten in der Tür. »Hauptsache Sie zeigen mir die ...«

Während in seinem Kopf die Gedanken rasten, ging Cengi in einem großen Oval an den Fenstern entlang, die sich über dem Haupteingang zum Parkplatz hin befanden. »Ein schönes Arbeiten hier«, sagte er. Er trat an das offene Fenster im Südgiebel. »Sehen Sie mal. Allein die Aussicht!«

Unten standen die Kumpane des Kontrolleurs, der eine lehnte am Wagen und rauchte. Der andere verdrehte den Kopf, als wollte er Vogelnester zählen.

Wenn er es vor dem Dicken ins Erdgeschoss schaffte und durch den Hinterausgang fortlief? Vielleicht hatte er eine Chance. Eine sehr kleine Chance. Und nur, wenn der Dicke ihn verfolgen würde, anstatt seine Kumpane von oben aus dem Fenster heraus zu alarmieren.

»Sehen Sie, da drüben!«, zeigte Cengi aus dem Fenster.

Der Dicke rührte sich nicht. Helmcke mit c, k interessierte sich nicht für Aussichten. Er bewachte die Tür wie Koukul die Gruft.

Umständlich faltete Cengi seine Weste.

Breitbeinig stand Helmcke in der offenen Tür und beobachtete Cengi misstrauisch.

»Kommen Sie schon«, sagte er. Ungeduld war in seiner Stimme. Sein Atem hatte sich inzwischen beruhigt und er wischte sich den Schweiß von der glänzenden Stirn. Er hatte milchblaue Augen.

»O Mann, schade um den Mörtel«, sagte Cengi, während er sich langsam dem Vollstrecker näherte. »Der wird mir jetzt hart. Und nachher kann ich die Brocken aus der Balje klopfen. Können wir nicht ...«

»Tut mir leid, aber ...«

Jetzt war Cengi neben dem Beamten. Er bückte sich zu seiner Tasche hinab und spannte alle Sehnen. Dann schnellte er hoch und rammte dem Kontrolleur den linken Ellbogen in den Schwabbelbauch, während er mit der rechten Faust seine Tasche packte und durch die Tür zurück in das Treppenhaus sprang.

Der Beamte keuchte, schnappte zusammen, fuchtelte mit den Armen, erwischte die Tasche und hielt sie fest wie ein Terrier die Ratte, stolperte hinter Cengi her bis vor den Absatz der Treppe.

Heyder Cengi kämpfte um sein Eigentum. Aber der Beamte ließ nicht los. Sie drehten sich wortlos umeinander und knurrten sich an wie zwei brünstige Kater. Der Beamte langte mit einer Pranke nach Cengis Brust. Cengi ließ die Tasche fahren und stieß seinen Gegner mit beiden Fäusten von sich. Helmcke geriet ins Stolpern, torkelte Richtung Treppenabsturz und hielt sich im letzten Moment am Geländer fest. Die Tasche polterte zu Boden.

»So haben wir nicht gewettet«, zischte Helmcke und blockierte breitarmig wie ein Sumo-Ringer den Treppenabgang.

Cengi bohrte seine Augen in die seines Feindes, machte einen Satz und brachte mit einem Griff die Tasche wieder in seine Gewalt. Aber wie sollte er jetzt an dem Kerl vorbeikommen? Plötzlich blitzte ihm die Erkenntnis auf, dass gestern auf der anderen Seite des Dachbodens das Dach für eine Loggia geöffnet worden war und seit vorgestern das Gerüst an der Fassade stand. Ein Fluchtweg. Die einzige Möglichkeit. Die Kumpane des Dicken standen mit ihrem Auto auf der Vorderseite des Hauses, vielleicht konnte er unbemerkt auf der Rückseite hinuntersteigen. Wenn er schnell war ...

Bevor er weiterdenken konnte, hatte Cengi sich umgedreht und die Eisentür auf der anderen Seite des kleinen Flurs am Kopfende der Treppe aufgerissen. Als die Tür hinter ihm zuknallte, hatte er den Bodenraum schon fast durchquert, er sprang durch das Loch im Dach hinaus auf das Gerüstbrett, wandte sich nach links und hastete außen an der Fassade entlang. Die Leiter nach unten – wo war der Niedergang? Hinter sich hörte er das angestrengte Schnaufen des Dicken.

Cengi umrundete die Hausecke, dort müsste er nach unten kommen können, hoffentlich sahen ihn die beiden anderen nicht.

Aber es gab hier keinen Niedergang. Er war in die falsche Richtung gelaufen. Er war gefangen. Er hatte den Fluchtweg nicht erkundet. Er hatte sich zu sicher gefühlt, er ...

An der Hausecke rannten sie ineinander. Helmcke hieb seine fetten Pranken in Cengis sehnige Schultern und zerrte ihn zurück zur Loggia. Der Dicke war Spross eines Altländers Obstbauerngeschlechts und ließ niemals los, was er einmal in Händen hielt, Äpfel oder Geld – oder einen armen Anatolen, der Angst vor Verhaftung, Abschiebung und Folter hatte.

Sie kämpften verbissen, ohne Worte, um jeden Zentimeter.

Cengi verlor, der Vollstrecker zerrte ihn Stück um Stück zurück, bis Cengi sich mit beiden Händen an einer der senkrechten Gerüststangen festklammerte. Die Panik verlieh ihm die Kraft, die Knie hochzubringen, er stemmte sie dem Dicken vor die Brust und gewann etwas Raum.

Und dann ...

»Ohh!«

Plötzlich war der Dicke weg.

Cengi ließ los. Er hörte ein trockenes Krachen, sah die unter ihm fortschwingende Gerüststange und dann Helmcke mit c, k, der mit aufgerissenen Augen auf dem Betonmischer lag, unten vor dem Hinterausgang. Er hatte noch nicht einmal mehr Zeit zum Schreien gehabt.

Cengi starrte die Gerüststange an, die schräg und sinnlos die Ordnung des rechtwinkligen Gefüges störte. Er schwankte auf dem jetzt ungesicherten Brett, fand den Abstieg jenseits der Loggia, die Leiter führte hinab zur nächsten Gerüstetage, mechanisch wie ein Schlafwandler griff er Sprosse für Sprosse, als habe er Zeit. Er konnte nicht mehr denken. Unten angekommen, blieb er Sekunden auf dem Gras stehen, näherte sich zögernd dem Vollstrecker, seine Tasche an sich gepresst wie einen Schutzschild. Es war kaum etwas darin. Nur eine saubere Hose, ein sauberes Hemd, eine Dose mit Brot und die Thermoskanne. Das war alles, was er besaß, nicht mehr als das, womit er vor drei Jahren nach Deutschland gekommen war.

Helmcke rutschte in Zeitlupe vom Betonmischer, sackte zusammen und blieb verrenkt liegen, mit leerem Blick aus toten Augen.

»He, Hinrich, was machst du denn da?«, brüllte es plötzlich von oben.

Cengi schnellte herum. Die Kollegen. Er hatte sie vergessen. Er musste fort.

»Was machst du bloß, Hinrich?!«

Aber Hinrich machte nichts mehr.

Jetzt stiegen die beiden Männer die Leiter herab. Mit jeder Sprosse wurden sie schneller.

»Ich ...«, fing Cengi an. Er wollte erklären, wie ... Aber sie würden ihm nicht zuhören.

Schnell überquerte er die mit Büschen und Bäumen bewachsene Fläche zum nächsten Mannschaftsblock und verschwand dahinter.

Er hatte eine sehr kleine Chance, wenn er es über den Zaun schaffen würde. Über den Stacheldraht.

9.

Am folgenden Montag, den 21. November, saß Schlüter nach dem Termin beim Arbeitsgericht in der Bibliothek des Verwaltungsgerichts, das im gleichen Gebäude untergebracht war, am Ende eines kahlen Flurs. Zuvor hatte er sich der strengen Sicherheitskontrolle der Bibliothekarin unterzogen, die seine Erklärung, er sei Rechtsanwalt Schlüter, nicht

für ausreichend hielt und seinen handschriftlichen Eintrag in eine Besucherliste forderte. Widerwillig kam Schlüter der Aufforderung nach. Das Missachten überflüssiger oder falscher Regeln war seit 1945 Bürgerpflicht, aber er hatte keine Zeit für einen Disput. Auf dem Fensterbrett dudelte Musik aus einem winzigen Radio. Er durfte die Bibliothek betreten.

Am Donnerstag der vergangenen Woche, als Kemal Kaya in seinem Grill in der Fußgängerzone die Geschichte vom Hotelbrand von Sivas erzählte, hatte Schlüter den sicheren Grund verlassen, auf dem er seine langweiligen Verkehrsunfälle, Ehescheidungen und Mietstreitigkeiten bearbeitete. Auslieferung. Asyl. Vier Buchstaben, ein Begriff, mit dem er bisher juristisch nichts hatte anfangen können. Allenfalls literarisch. *Nachtasyl* hieß die Geschichte von Gorki, die Schlüter in seiner russischen Phase vor Jahrzehnten gelesen hatte, sie handelte von zerlumpten Gestalten, Opfern von Bürokratie und eigensüchtigen Herren. Ein Buch aus einer Zeit, als man Gut und Böse noch auseinanderhalten konnte. Asylanten waren in der Literatur gute, aber unterdrückte und in der aktuellen politischen Nachrede böse und gierige Leute, die Deutschland überschwemmten und sein Sozialsystem ersäuften. Man musste sich ihrer erwehren und, wie es hieß, zu diesem Zwecke *den Rechtsstaat ausschöpfen*, bis er leer und trocken war.

Die Toten von Sivas waren Schlüter nicht aus dem Sinn gegangen, obwohl ihm die religiösen Verwicklungen in der Türkei, einem Land, mit dem er sich bisher weder literarisch noch auf andere Weise beschäftigt hatte, herzlich gleichgültig waren. Man musste vor der eigenen Haustür kehren. In Europa waren die letzten Hexen und Ketzer verbrannt und erschlagen worden schon vor Hunderten von Jahren, und Schlüter war unfähig, die Kategorien des Herrn Kaya von Häresie, Blasphemie und Sakrileg gelten zu lassen. So man einer Religion bedurfte, folgte man der, die man für richtig

hielt, und wenn es keine fertige gab, bastelte man sich aus dem westöstlichen Baukasten eine zusammen, ganz nach individuellem Bedürfnis.

Was war es, was diese Muslime so wütend machte? Weshalb fühlten sie sich durch diese sogenannten Aleviten so provoziert, dass sie brandschatzten und mordeten?

Mit seiner Frau hatte Schlüter die geheimnisvoll-schwülen Hinweise Kayas auf die Sittenlosigkeit von Rotköpfen herzlich belacht, bei einer guten Flasche Rotwein, auch wenn sie sich auf die Gnade ihrer westlichen Geburt nichts einbilden durften, denn der Einzelne hat selten eigenen Verdienst, steht er doch nur auf den Schultern seiner Ahnen. Christa hatte den ersten Band der Märchen aus Tausendundeiner Nacht vorgeholt und angefangen vorzulesen, aber dann war sie Haremsdame geworden, hatte Bauchtanz geübt, sie hatten noch mehr gelacht, schließlich die Kerzen gelöscht und eine Orgie gefeiert.

Später hatte Schlüter die verstaubte fünfbändige Ausgabe *Religionen der Welt* von Mircea Eliade vom obersten Regal im Schlafzimmer konsultiert, bei Calvados und Espresso: Die Menschheit hatte unzählige Schöpfungsmythen und Religionen hervorgebracht, wie konnte da jemand, der sich für geistig normal hielt und womöglich Gynäkologe von Beruf war, behaupten, gerade die eigene sei die einzig richtige, und zwar mit allen Dogmen, bis hinunter zur jungfräulichen Geburt? Das Stichwort ›Alevit‹ kam bei Eliade nicht vor, also konnte es sich um keine gewichtige Glaubensrichtung handeln.

Jetzt durchforstete Schlüter die letzten Jahrgänge des Deutschen Verwaltungsblatts, um einen Überblick über das Recht auf Asyl und Nichtauslieferung zu bekommen.

Alle Urteile, die er las, handelten von Kurden. Von der Verfolgung der Kurden in der Türkei hatte man gehört; Nachrichten aus einem fernen Land, die einen nicht betra-

fen. Schlüter las Urteile zur *Frage der asylrechtlichen Relevanz von Maßnahmen staatlicher Sicherheitsorgane in den kurdischen Siedlungsgebieten*. Von Bürgerkrieg war die Rede. Doch es gab viele Kriege in der Welt, da konnte man sich nicht um jeden einzelnen kümmern, zumal man selbst ein Krieger war und Paragrafenpfeile schoss.

Vertreibung und Folter in der Türkei, lernte Schlüter, seien aber keine Verfolgung im Sinne des Asylrechts, weil es sich lediglich um einzelne unorganisierte und auch nach türkischem Recht gesetzeswidrige Übergriffe handele. Deswegen fehle den Maßnahmen, auch soweit sie von staatlichen Organen ausgeübt würden, die *asylerbhebliche Zielgerichtetheit*. Eine sibyllinische Formulierung. Asylanträge wurden fast stets abgelehnt, Schlüter schüttelte den Kopf über den Büchern, wischte seine hineingefallenen grauen Haare fort und fragte sich, wie man eine zielgerichtete von einer nicht zielgerichteten staatlichen Verfolgung unterscheiden sollte? Und wie beweisen? Konnte man überhaupt jemanden nicht zielgerichtet verfolgen? Der japanische Zen-Bogenschütze lernte, wie man sein Wollen ausschaltete, um das Ziel desto besser zu treffen. Aber das war ja wohl nicht gemeint. Jedenfalls, so las Schlüter weiter, seien *Kurden in der Westtürkei vor politischer Verfolgung hinreichend sicher. Ihnen drohen dort auch keine sonstigen existenziellen Nachteile*. Kurden könnten also dorthin umziehen, sollte es ihnen im Osten zu ungemütlich werden. *Inländische Fluchtalternative* nannte man das im juristischen Jargon. Wer ihr Fehlen behauptete, trage dafür die volle Beweislast. Ein alter Grundsatz: Trägst du die Beweislast, verlierst du den Prozess. Die Rechtssicherheit fraß die Gerechtigkeit auf wie die Ziege das Heu. Die Gerichte produzierten Urteile und die Ziege ...

Soweit Schlüter das übersah, hatten praktisch alle Kurden ihre Prozesse verloren. Jedenfalls die friedlichen. Demgegenüber konnte ein Kurde, der Mitglied der PKK war, sich

Hoffnung machen. Das Schwert war ein besserer Asylgrund als das Pflugschar.

Schlüter blätterte in den großformatigen gelben Büchern und suchte nach Asylgründen für Türken, aber es schien keine Türken zu geben, die behaupteten, vom türkischen Staat verfolgt zu werden. Wahrscheinlich behandelte der türkische Staat seine Türken gut und Gül war die einzige Ausnahme. Oder war Gül kein Türke?

War eine zwanzigjährige Haftstrafe für die Teilnahme an einer Demonstration staatliche Verfolgung? Die Justiz der Türkei genüge nicht den hiesigen rechtsstaatlichen Grundsätzen, betonten die deutschen Gerichte hochnäsiger, fern von Selbstkritik wie immer, als wären sie nie blind gewesen auf dem rechten Auge. Aber: Reichte das aus?

Schlüter stopfte seine Exzerpte, die sämtlich das Thema verfehlten, in die Tasche und klappte den schweren Band laut zusammen. Es klang wie ein Schuss.

Die Bibliothekarin steckte ihren Kopf durch die Tür und fragte: »Kann ich Ihnen helfen?«

»Nein«, seufzte Schlüter, während er seine Tasche schloss und aufstand. »Mir können Sie nicht helfen. – Aber Moment«, fuhr er nach einem tiefen Atemzug Pause fort. »Vielleicht doch. Sagen Sie: Was ist ein ›existenzieller Nachteil? Was meinen Sie?«

Die Bibliothekarin öffnete die Tür ganz und füllte mit ihrem Lächeln den Raum. Sie blühte auf, denn schon lange hatte sie niemand mehr nach ihrer Meinung gefragt; Rosenluft entströmte ihrem tiefen Ausschnitt und wölkte über die Bücher in den metallenen Regalen. »Wenn Sie mich so fragen: ein Nachteil, der an die Existenz geht. Existenz – ist Leben. Der also mein Leben bedroht. Lebensgefahr also.«

»Danke«, grinste Schlüter. »Was meinen Sie: Ist Folter, die Leib und Seele verletzt, aber den Menschen nicht sterben lässt und auch so geplant ist, ein existenzieller Nachteil?«

Die Frau überlegte. »Nein«, antwortete sie. Und dann fragte sie sich: »Aber kann das sein?«

»Und nun stellen Sie sich vor«, fragte Schlüter weiter, »Sie werden grundlos von der Polizei verhaftet, in eine dunkle kalte Zelle gesperrt und geschlagen. Würde es für Sie einen Unterschied machen, ob die Polizisten auf eigene Rechnung handeln oder auf Anweisung des Innenministers?«

»Gott, wie schrecklich«, rief die Bibliothekarin, drei Finger vor dem Mund. »Unterschied? Nein, erst mal nicht. Ist das etwa hier in Hemmstedt passiert?!«

»Nochmals besten Dank«, knurrte Schlüter. »Ihre Logik ist besser als die des Bundesverwaltungsgerichts.«

Er zog seine Tasche vom Tisch und ging grußlos am aufknospenden Busen der Bibliothekarin vorbei, die ihm begeistert nachsah.

War ein Nachteil erst dann asylrechtlich von Bedeutung, wenn er existenziell war und das Leben bedrohte? Oder meinten die Oberrichter das *existenziell* gar nicht so? Ein bisschen nicht zielgerichtete Prügel und Vertreibung schaden wohl nicht, das musste ein ordentlicher Kurde aushalten können.

Ich bin richtig wütend, stellte Schlüter fest, und das, obwohl es überhaupt noch nicht angefangen hat und ich über Gül, den Türken, gar nichts gefunden habe. Schlüter überquerte den in lebensmüdem Grau gefliesten Marktplatz zwischen Landkreisverwaltung, Arbeitsgericht und Verkehrsbehörde, der wie immer fast menschenleer war. Nur ein paar Landstreicher hockten an seinem Rande, mit ihren Hunden und Bierdosen.

10.

Bauer Heinsohn hinkte nach dem morgendlichen Melken auf seinen Kälberstall zu, um die Tiere dort zu füttern. Verdattert blieb er in der Tür stehen: Ein fremder Kerl in scheckigen Jeans und Gummistiefeln stand im Futtergang und schächtete mit zwei blitzschnellen Bewegungen die Bänder eines Strohballens, packte ein Drittel des Strohs und warf es in die Kälberbox. Staub wirbelte auf und tanzte in der Sonne, die durch die löchrigen Plastikscheiben hereinschien. Der Mann ähnelte irgendwie dem Kümmeltürken von vorgestern, auch wenn er jünger war, kürzer auch und breiter, mit geradem Kreuz und womöglich noch dunkler, er trug keine Mütze, keinen Bart und hatte nicht weiße, sondern kräftige schwarze Haare.

»Was machst denn du hier?«, hörte Bauer Heinsohn sich fragen. Die Überraschung hielt ihn noch nieder.

»Kälber streuen«, antwortete der Mann, ohne sich umzudrehen, und setzte seine Tätigkeit fort, als sei das seine tägliche Arbeit. Schwungvoll warf er die zusammengesprengten Strohplacken auf die obere Kante der Trennwände zwischen den Kälberboxen, das Stroh zerteilte sich fast von allein und fiel auf beiden Seiten in die Boxen.

So habe ich das früher auch immer gemacht, dachte Heinsohn. »Wer hat dir gesagt, dass du das machen sollst?!«

»Mein Onkel.«

So, der Onkel also. Dieser Schnurrbart von vorgestern.

»Ich könnte übrigens gleich noch ausmisten«, erklärte der Fremde, ohne Heinsohn anzusehen.

Die Kälber standen hoch auf dem Mist, das hatte der Mann richtig erkannt, sie hatten Mühe, ihre Schnauzen bis an das Schrot in den Trögen zu bringen. Aber ...

»Hier bestimmt nur einer, wo ausgemistet wird!«, schnarrte Bauer Heinsohn wütend. Hatte sich dieser Onkel heimlich in seinem Stall umgesehen und Arbeitspläne gemacht?

»Soll ich lieber die Liegeboxen im Laufstall einstreuen?«, fragte der Fremde. Dabei sprang er behänd über das Fressgitter, stand im Nu zwischen den Kälbern und trat das Stroh auseinander.

Die Kälber schreckten nicht zurück wie sonst, wenn Bauer Heinsohn selbst zu ihnen hineinstieg, sondern blieben stehen und betrachteten den Fremden wohlwollend aus ihren großen aubergineglänzenden Augen. Ließen sich sogar berühren.

»Das ist meine Sache, das mit den Liegeboxen«, grummelte Bauer Heinsohn. Er würde das schon allein schaffen. Irrendwie. Auch wenn schon das erste Gras auf dem Haufen mit den Sägespänen vor dem Scheunentor wuchs. Heinsohn wünschte sich, dass er endlich wütend genug werden würde, um diesen Kerl vom Hof zu jagen.

»Natürlich, Chef«, nickte der Fremde und stieg in die nächste Kälberbox zu den Zwillingen von Berta und einem dritten Bullenkalb. Die meisten Kälber dieses Jahr waren Bullenkälber. Was sollte man nur mit denen machen? Sie waren praktisch unverkäuflich, der Markt war zusammengebrochen, man konnte sie noch nicht einmal verschenken. Man musste draufzahlen, als wären sie Müll und trügen Gift unter ihrem Fell, kein Fleisch, das man essen konnte. Statt sie nach der Geburt, oft nachts, trocken zu reiben, sie im Kälberstall womöglich unter Rotlicht zu legen, damit sie überlebten, sie an das Saufen aus dem Trog zu gewöhnen und sie Tag für Tag zu füttern, hätte Heinsohn die sieben- undzwanzig Bullenkälber, die ihm seit dem Weideabtrieb geboren waren, eigentlich sofort totschiessen müssen, wenn er Verstand gehabt hätte. Aber Heinsohn hatte es nicht getan und sie fraßen Schrot und Heu und kosteten Arbeit

und Geld. Die Landwirtschaft hatte ihre Ehre verloren, wenn man so denken musste, und die Arbeit ihren Sinn.

»Verschwinde hier!«, rief Bauer Heinsohn, jetzt lauter. Endlich wurde er richtig wütend.

»Dann geh ich jetzt zu den Liegeboxen«, sagte der Fremde und flankte in die nächste Box. »Karre hab ich gesehen und Sägespäne sind auch genug da.«

Er trat die letzten Strohplacken mit kräftigen Tritten auseinander, als würde er Tore schießen, schwang sich über das Fressgitter zurück auf den Futtergang, lief an Heinsohn vorbei und trabte aus dem Stall. Er hatte sich noch nicht einmal ins dunkle Gesicht sehen lassen.

»He«, brüllte Bauer Heinsohn ihm hinterher und setzte dem Eindringling nach. »So war das nicht gemeint! Du sollst nicht ...« Jäh stieß er mit seinem verdammten Knöchel gegen den Milcheimer, der gestern liegen geblieben war. Der Schmerz kreischte in steiler Kurve durch sein Bein.

Heinsohn ließ sich stöhnend auf den letzten Strohbällen fallen, den dieser freche Kümmeltürke übrig gelassen hatte. Als hätte er gewusst, dass Bauer Heinsohn ein Polster brauchen würde.

So weit war es mit ihm gekommen. Er war nicht mehr Herr auf seinem Hof! Die Kümmeltürken hatten sich im ganzen Land ausgebreitet, in Hamburg und Berlin sollte es Gegenden geben, wo nur noch Türken herumliefen, und jetzt wollten sie seinen Hof besetzen.

Bauer Heinsohn sog die Luft scharf durch die Zähne ein und massierte wütend seinen Fuß. »Tööf man«, murmelte er. »Di ward ick kriegen, din Dolitschen!«

Langsam ließ der Schmerz nach und Bauer Heinsohn rapelte sich hoch. Aber er merkte, dass er nicht würde gehen können, ohne zu humpeln. Er musste erst üben, bevor er diesem Affen aus Asien mit Anstand und nicht als Krüppel entgegentreten konnte. Heinsohn knirschte vor Wut und

Schmerz mit den Zähnen und humpelte vor seinen Kälbern herum. Neugierig steckten sie die Köpfe durch das Fressgitter wie bei einer spannenden Theatervorstellung.

»Kiek nich so blöd«, brüllte der Bauer wütend und fuchtelte mit den Armen. Erschrocken rissen die Tiere ihre Köpfe aus dem Fressgitter.

Endlich klappte es mit dem Gehen. Als Bauer Heinsohn den Kälberstall verlassen hatte, hörte er plötzlich Lärm und Krachen, dann ein Bülken seiner Kühe und kurz darauf ein Gebrüll in einer Sprache, die er nicht kannte. Heinsohn vergaß seinen Schmerz und lief los.

Das Getöse wurde lauter. Im Boxenlaufstall war die Hölle los. Noch bevor Heinsohn das offene Tor erreichte, hörte er den Türken brüllen: »Ein Seil – schnell – ein Seil!«

Heinsohn machte, ohne nachzudenken, kehrt auf seinem gesunden Hacken. Neben der Innentür zum Kälberstall hingen die Stricke. Er griff sich den längsten und stürmte zurück, umrundete den nutzlosen Haufen mit den Sägespänen.

Jetzt sah er die Bescherung: Im Laufstall drängten sich die Kühe auf der gegenüberliegenden Seite ängstlich zusammen. Zwei der Kühe waren durch die morschen Betonrippen in den Güllekeller durchgebrochen, sie strampelten wild in der Jauche, die hoch aufspritzte und schon den Kopf des Türken verzierte. Der kniete vor dem Loch und versuchte, eines der Tiere an den Ohren zu halten, aber sie glitschten ihm immer wieder aus den Fäusten. Die Tiere schnaubten voller Panik, hielten ihre jauchigen Köpfe steil über die Betonkante des Güllekellers wie ertrinkende Kinder und scheuten vor ihrem Retter. Mindestens fünf Betonrippen waren durchgebrochen.

»Schnell, Chef, mach eine Schlinge«, forderte der Türke mit gedämpfter Stimme, ohne sich umzudrehen.

Hatte der Mann hinten Augen? Aber es war nichts gegen die Anordnung zu sagen. Heinsohn knüpfte eine Schlinge

und reichte dem Mann den Strick, der ihn sogleich der Kuh um den Kopf warf. Mit angstgeweiteten Augen strampelte das Tier in der zähflüssigen Pampe.

»Scheißkühe, haben keine Hörner!«, sagte der Türke.
»Muss um Hals gelegt werden!«

»Mach und halt sie fest«, sagte Heinsohn. »So können wir nicht ziehen. Wir würgen sie bloß. Ich hol einen Halfter, dann kriegen wir sie.«

Er drehte sich um und lief den Weg zum Kälberstall noch einmal, nahm einen Halfter vom Haken und kehrte zurück. Der gelenkige Türke beugte sich weit vor und legte der Kuh den Halfter an, merkwürdigerweise wusste er, wie man das machte, und befestigte das Ende an der letzten intakten Betonrippe; dabei redete er leises Kauderwelsch. Die Kuh ließ sich alles gefallen.

»Die ist sicher«, sagte der Türke schließlich und löste den langen Strick.

»Wo ist die andere?«, wollte Heinsohn wissen. Er ärgerte sich, dass er nicht gleich zwei Halfter aus dem Kälberstall mitgebracht hatte.

»Schon untendrunter, Chef, ich kann nicht zwei halten.«

Nein, zwei konnte er nicht halten, das konnte niemand.

»Diese verdammten Ställe«, fluchte Heinsohn leise. »Erst kürzen sie das Milchgeld, dass man immer mehr Kühe haben muss, obwohl man schon keine Lust mehr hat. Und dann baut man diese Ställe, damit man die Arbeit schafft, und dann brennt man den Tieren die Hörner weg, damit sie sich nicht gegenseitig umbringen.« Und dann, dachte er, hätte man längst die morschen Betonrippen auswechseln müssen.
»Verfluchter gottverdammter Mist!!«, schrie er.

»Mist stimmt, Chef«, stimmte der Türke zu. Er hielt den Strick und kratzte sich mit der freien Hand das Gesicht. »O Scheiße«, murmelte er, denn er hatte seine Hand betrachtet und konnte sich ausrechnen, wie sein Gesicht aussah. Die

Jauche lief ihm in den Hemdkragen. »Aber Gott verdammt man nicht.«

»Was geht dich das an?« Endlich konnte Heinsohn brüllen. »Ihr seid doch Mohammedaner da unten, was geht ein gottverdammter Gott dich an? Ich kann so viel fluchen, wie ich will, merk dir das!« Heinsohn wischte sich den Geifer vom Mund.

»Wenn es nützt ...«, murmelte der Fremde. »Die andere ist weg jetzt. Das kommt von der Brüllerei.«

Diese verdammte blöde Kuh! Heinsohn wollte weiterbrüllen, aber dann überlegte er, ob das Tier Grund bekommen würde. »Wo ist sie hin?«

»Da lang«, sagte der Türke und wies zur Südseite des Stalles.

Heinsohn folgte seinem Blick und hörte es irgendwo unter den Betonrippen planschen. Der Türke wischte seine Hände an der Hose ab, zog sich die Jacke aus, wirbelte sie wie ein Lasso über seinem Kopf und ließ sie auf den Futtergang segeln. Dann begann er, sein Hemd aufzuknöpfen. Ein muskulöser dunkel behaarter Brustkasten kam zum Vorschein. Auch auf den Schultern hatte der Türke Haare.

»Ist egal jetzt«, sagte er zu sich selbst und schleuderte das Hemd fort wie die Jacke.

»Was hast du vor?«, fragte Heinsohn, während er den Halfter an den Strick knüpfte und diesen am Fressgitter festband.

»Hinterher«, antwortete der Fremde. Er kniete am Rand des Güllekellers und sog mit zusammengekniffenem Gesicht Luft ein.

»Bist du wahnsinnig?«, flüsterte Heinsohn. »Willst du dich umbringen?«

Der Türke schüttelte den Kopf, antwortete aber nicht, sondern zog die Schuhe aus und warf sie zu den anderen Sachen auf den Futtergang. Er setzte sich hin und ließ seine Beine in der Gülle versinken, die Hände neben dem Hintern.

»Halt!«, schrie Heinsohn. »Ich sage halt! Komm sofort da weg!«

»Und – wie willst du deine Kuh wiedersehen?«

»Da drin ist Gas, du Witzbold. Ein Atemzug und du bist tot!«

»Den Strick«, sagte der Fremde, lüpfte den Hintern und ließ sich langsam neben der gebundenen Kuh in die Jauche versinken, die blasig um ihn aufbrodelte. Der Mann war nicht groß. Das erkannte Heinsohn erst jetzt. Nur Hals und Kopf staken noch aus der Brühe, der Türke drehte sich um und hielt sich mit den jaucheglänzenden Händen fest.

»Das geht«, sagte er zwischen zusammengebissenen Zähnen. »Schnell!«

Heinsohn warf hastige Blicke auf die beiden Lebewesen, die ihn aus dem Güllekeller anstarrten, und dorthin, wo unter den Betonrippen das Schnaufen der anderen Kuh zu hören war.

»Du Idiot!«, brüllte Heinsohn und war sich nicht sicher, ob er sich nicht selbst meinte. Er bückte sich, hob den langen Strick auf und drückte dem Türken das eine Ende in die Hand. Der knüpfte sich mit erhobenen Armen eine Schlinge und zog sie unter die Achseln.

Er schnaufte. »Ich rufe ›Allah ist groß‹ alle paar Sekunden. Wenn ich nicht mehr rufe, ziehst du mich raus«, ordnete er an, drehte ab und tauchte langsam unter die Betonrippen.

Heinsohn achtete darauf, dass der Strick sich nirgendwo verfangen konnte, ließ ihn durch seine Hände gleiten, so weit wie der Selbstmörder in das Dunkel des Güllekellers vordrang.

»Allah ist groß«, hörte Heinsohn. »Allah ist groß. Da ist sie. Allah ist groß. Sie haut ab. Allah ist groß. Sie haut immer noch ab. Allah ist groß.«

»Treib sie nach draußen, in den Schacht. Der Kanal zweigt hinten rechts ab«, rief Bauer Heinsohn.

»Allah ist groß. Es stinkt hier gewaltig, aber Allah ist groß. Kann man das sehen?«

»Der Strick ist gleich zu Ende, Mann!«

»Wie viel noch? Allah ist groß. Hier bin ich!«

Heinsohn sah ein paar jauchige Fingerspitzen zwischen zwei Betonrippen zappeln. Er prüfte die Schlaufen in seiner Linken. »Noch ungefähr vier Meter«, antwortete er. »Wohin geht sie?«

»Nach rechts. Allah ist groß«, hörte Heinsohn den Türken. Es hörte sich dumpf an.

»Dann ist sie gleich draußen im Schacht!«

»Geh nach draußen!«, rief der Türke. »Ich glaube, sie ist schon da! Vielleicht kannst du sie da festbinden. Allah ist groß und wird mich nicht ersticken lassen!«

»Aber ich kann doch den Strick hier nicht loslassen!«, antwortete Heinsohn. »Und ich muss erst einen neuen Halfter holen, damit ich die Kuh festbinden kann!«

»Dann mach schnell, Chef! Ich zieh mich so lange hoch und atme gleich unter den Ritzen! Mach schnell!«

Bauer Heinsohn warf den Strick hin und sauste ein drittes Mal los. Als er den vermaledeiten Haufen Sägespäne zum wer weiß wievielten Male umrundete, fiel ihm die Geschichte mit dem kleinen Lars ein, an die er nicht denken wollte, und er verfluchte sich, dass er diesen Kümmeltürken nicht einfach fortgezogen hatte, zurück ans Tageslicht. Und dass er nicht längst die brüchigen Betonrippen durch neue ersetzt hatte. Wenigstens durch starke Eichenbohlen.

Entsetzt hielt Heinsohn inne. Er hörte den Mann nicht mehr. Das Gas! Gärende Gülle erzeugte nicht nur Ammoniakgas, sondern auch Metan. Ein Atemzug reichte, um einen starken Mann besinnungslos zu machen. Er würde sofort in der Gülle versinken und ertrinken.

Warum hatte er diesen Wahnsinn zugelassen? Was sollte er jetzt machen?

Es drängte ihn umzukehren, ja, er musste umkehren, aber Heinsohn rannte so schnell wie noch nie in seinem Leben weiter, gegen seinen Willen, über den Hofplatz zum Kälberstall und riss den zweiten Halfter vom Haken. Warum habe ich den nicht gleich mitgenommen?, dachte er noch und keuchte zurück. Warum bin ich drei Mal gelaufen? Warum bin ich eben nicht umgekehrt? Warum bin ich überhaupt losgelaufen? Warum habe ich auch noch angehalten und wertvolle Zeit vergeudet? Das werde ich mich fragen – auch das – bis zum Ende meines Lebens ...

Er stürzte zurück in den Stall. Zwei Kühe hatten sich der Fallgrube genähert und schnupperten neugierig. Es war ruhig. Kein Wort zu hören. Kein Menschengerausch. Nichts. Heinsohn blieb auf dem Futtergang stehen und konnte sich nicht mehr bewegen. Wie damals, als die Sache mit dem kleinen Lars passiert war.

»Nein!«, flüsterte Heinsohn. »Nicht noch einmal, Herrgott, nicht noch einmal.« Ihm wurde grau vor Augen und es rauschte ihm in den Ohren.

»Allah ist groß!«, hörte Heinsohn.

»Allah ist groß!!«, brüllte Heinsohn. »Allah ist groß!!«, er rannte zum Südtor und nach draußen, von wo die Stimme hergekommen war, riss die Bohlen vom Schacht an der Stallwand und sah den gülligen Kopf des Türken hinter dem gülligen Leib der Kuh im Sonnenlicht glänzen. Das war das Beste, was Heinsohn seit langer Zeit gesehen hatte.

Der Türke grinste ihn breit an. »Allah ist groß!«, riefen sie beide und Heinsohn stürzte auf die Knie und reichte dem Türken die Hand.

»Erst der Halfter«, verlangte der.

Die Kuh war abgekämpft und rührte sich nicht. Gemeinsam zogen sie ihr den Halfter über den Kopf, banden ihn an eine Bohle und verkeilten sie so, dass sie sicher war.

»Komm jetzt«, bat Heinsohn leise.

Sie gingen nebeneinander über den breiten Futtergang zum Nordtor und in die Melkkammer. Dort nahm Heinsohn den langen Schlauch vom Wasserhahn und rollte ihn nach draußen ab. »Das wird jetzt kalt«, warnte er.

»Besser, als so bleiben«, nickte der Türke.

Heinsohn drehte den Wasserhahn vorsichtig auf. Zuerst spülte er dem Retter der Kühe den Rücken. Schließlich kniete er vor ihm nieder und wusch ihm die Füße, an denen noch die stinkenden Socken hingen.

»Wie heißt du eigentlich?«, fragte Heinsohn.

»Heyder. Heyder Cengi.«

»Sind alle Türken so mutig?«, fragte Heinsohn, aufblickend.

»Ich bin kein Türke«, sagte Cengi und richtete sich auf.

»Ich bin ein Zaza.«